Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 236. Bromberg, den 16. Oktober. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nun erkannte sie die Stimme, von der sie so oft die Messe hatte lesen hören. „Oh, das ist gut, daß der Heilige gerade Euch zu mir geschickt hat, Don Filippo“ hauchte sie und ließ sich erleichtert auf ihr Lager zurücksinken. „Ihr werdet gewiß dafür sorgen, daß mir die Madonna und die Heiligen meine Sünden vergeben. Denn seht, Don Filippo, ich muß noch diese Nacht sterben.“

Fast eine Stunde hatte der Priester bei der Kranken geweilt, als er den Rückweg antrat über die morschen Galerien, die wackeligen Treppen, durch den Schlamm des Hofes und den düsteren Gang. Die Nachbarin der Kranken hatte ihn wieder bis an den Eingang des Fondaco begleitet. Aber Don Filippo zögerte noch, sich zu verabschieden. Gern hätte er dem Weibe etwas von seiner kargen Barschaft für die Kranke übergeben: aber er fürchtete, sie würde die Summe dann für sich behalten und für die eigene Familie verwenden. Da kam ihm der Zufall zu Hilfe.

Ein kleiner Junge stürmte um die Ecke des Sackgäßchens und prallte am Eingang des Gemäuers gerade gegen die behäbige Gestalt des Priesters.

„Holla! Das läuft auch schon Sturm gegen die Kirche!“ rief Don Filippo scherzend. Und dem Kleinen das Kinn hebend, fragte er freundlich: „Gehörst du auch in diesen Palazzo?“

„Ja, Don Filippo, ich wohne hier und muß schnell zur Mutter,“ erwiderte der Knabe laut und ohne Scheu.

„Schau an, du kennst mich beim Namen?“

„Alle Leute hier kennen doch Euren Namen.“

„Nun, dann sage auch du mir deinen, damit unsere Bekanntschaft vollständig sei.“

„Raffaele Spadari“, gab er in der scharfen, fast verwegen klingenden Aussprache der Lazzaroni zurück.

„Es ist ein Söhnchen der Kranken,“ schaltete Donna Giuseppa ein.

Der Priester ließ seine Blicke prüfend über das sehr magere, aber gesund aussehende Bürschchen gleiten: Es war ein bildhübscher, echt neapolitanischer Straßenjunge. Unter dem dichten dunklen Lockenhaar blickte ein Paar großer, kohlschwarzer Augen hervor, deren frühreifer, fast kühner Ausdruck gut zu dem feinen leicht gebogenen Näschen paßte, aber zu den sonst ganz kindlichen Zügen einen seltsamen Gegensatz bildete. Seine Kleidung — wenn von einer solchen überhaupt geredet werden konnte — bestand aus einem einst roten Zipfelmützchen, der Hälfte eines Hemdes und den letzten Überresten eines kurzen Leinwandhöschens von unbestimmbarer Farbe. An allen Ecken und Enden war die Haut des gelbbräunlichen Körpers sichtbar. Über des Knaben linker Schulter hing an einem alten Strick ein Beutel, aus dem die Abfälle aller möglichen Gemüse und eine beschmutzte, angebissene Frucht hervorschauten. Es war der Ertrag seiner Stadtwanderung an diesem Nachmittage und sollte der Mutter und dem Schwesterchen als Nahrung dienen.

Der Priester drückte dem Siebenjährigen ein Geldstück in die kleine Hand. „Nun springe, und kaufe für die Mutter ein Viertel alten Gragnano und für das Schwesterchen Ziegenmilch. Die Nachbarin wird dir gewiß eine Flasche und einen Topf geben, falls ihr keine habt. Und wenn es meine Zeit erlaubt, komme ich morgen oder übermorgen wieder und sehe nach euch. Wo ich zu finden bin, weißt du wohl?“

„In San Giovanni Maggiore“, kam es prompt zurück.

„Nun gut, so denke daran und besuche mich einmal!“ Und damit reichte Don Filippo dem Knaben die Hand.

„Tausend Dank! Die Madonna vergelte es Euch!“ erwiderte dieser kurz, beugte sich schnell über die Hand des Spenders und war im nächsten Augenblick, wie eine Ratte in ihrem Loch, in dem dunklen Gang des Fondaco verschwunden.

2.

Ihre Todesahnungen hatten die Kranke nicht betrogen: Nach dem Genuß des schweren roten Weines hatte sie sich zwar wohler gefühlt und war, das erstemal wieder seit Wochen, in einen tiefen Schlaf gesunken. Aber Besserung hatte ihr dieser Schlummer nicht gebracht. Der arme Körper war schon zu entkräftet; und ohne wieder zu erwachen, war sie in das Jenseits hinübergeschlafen, gerade als die ersten Sonnenstrahlen die breite Rauchwolke über dem Vesuv mit einem goldenen Rande umsäumten.

Die Nachbarn fanden die tote Frau, nahmen ihr die beiden noch schlafenden Kinder aus dem Arm und legten diese zu anderen Kindern auf ein großes Familienbett in einem der benachbarten Räume. Und bald darauf füllte sich das Sterbezimmer mit einer Schar schwatzender, jammernder und gestikulierender Weiber und neugieriger Kinder. Niemand dachte daran, irgendwelche Vorbereitungen für das Begräbnis zu treffen. Um einen Sarg zu mieten und eines jener jämmerlich-pomphaften Leichenbegängnisse zu veranstalten, wie sie das kleine Volk in Neapel so sehr liebt, dazu war kein Geld vorhanden. Also blieb nichts zu tun, als die Behörde zu benachrichtigen: denn nach den Polizeivorschriften hatte die Beerdigung unter diesen warmen Himmelsstrichen schon am Abend des Todestages zu erfolgen.

Nach einiger Zeit kam ein mit schäbiger Eleganz gekleideter Herr. An der Zimmertür stehenbleibend, warf er einen flüchtigen Blick auf die Tote, sagte: „Va bene, va bene!“ (Nun wohl!) und entfernte sich schleunigst wieder, indem er mit Daumen und Zeigefinger die Nasenflügel zusammendrückte und den Atem anhielt. Es war der Regierungsarzt, der auf diese Weise den erfolgten Tod feststellte.

Gegen Mittag erschienen Männer mit einer armseligen Bretterlade, bargen die Tote darin und fuhren mit ihr auf einem Karren, gezogen von zwei Mauleseln, im Trabe davon.

Raffaele hatte keine Träne vergossen. In eine Ecke gekauert, verfolgte er mit finsteren Blicken alle diese Vorgänge. Niemand kümmerte sich um ihn. Dazu nahm der traurige Fall selbst das Interesse der Fondacobewohner

viel zu sehr in Anspruch. Aber als sich der Karren in Bewegung setzte, war der Knabe plötzlich auf der Straße und trabte hinterdrein.

Als das Gefährt das Gäßchenlabyrinth hinter sich hatte, ging es in noch schärferem Tempo die Gasse Mezzocannone hinauf, an San Domenico vorbei, die Tribunalstraße entlang und schließlich zu dem alten Capuaner Tor hinaus.

Dem Jungen versagten fast die Kräfte. Keuchend arbeiteten die Lungen, der Schweiß lief in Strömen den mageren Körper hinab. Aber um keinen Preis hätte er die Karre aus den Augen gelassen. Er mußte wissen, wo man die Tote hinfuhr! In seinem kleinen phantasievollen Hirn malten sich alle Schrecken des schauerlichen süditalienischen Aberglaubens, aller jener düsteren Hexen- und Geistermärchen, an die das niedere Volk Neapels glaubt wie an das Evangelium. Er hatte nur das dunkle Gefühl, die Seele der Toten einer schrecklichen Gefahr entreißen zu müssen, die ihr von seiten der Regierung drohte. Denn es war ja die Regierung, die sie hatte abholen lassen; das hatte er wohl gehört. Und die Regierung, die Obrigkeit, das war das Böse an sich, die personifizierte Ungerechtigkeit, die Vollzugsbehörde des Satans.

Jetzt bog der Karren in die Imbrecciata ein, eine Vorstadtstraße, wo das niedrigste Laster seine Wohnstätte hatte und deren Fortsetzung die Friedhofstraße bildete. Endlich fielen die Zugtiere in eine langsamere Gangart, da die Straße stark zu steigen begann, und das Kind konnte das Fuhrwerk wieder einholen.

Oben am Abhang des Berges ragte ein Geviert von finsteren haushohen Mauern. Es war der „Camposanto vecchio", der schreckliche Armenfriedhof Neapels. Auf zypressengerahmtem Zickzackwege ging es die letzte Strecke hinan. Durch ein großes Tor verschwand der Karren.

Schnell schlüpfte das Kind mit hindurch und stand gleich darauf an dem öden, schauerlichen Ort.

Es war ein großer Hof von quadratischer Form, auf allen vier Seiten durch hohe, finstere Mauern von der Außenwelt abgeschlossen. Kein Baum oder Strauch grünte, keine Blume duftete, kein Vogel zwitscherte hier, kein Hauch des Lebens drang herein. Dreihundertundfünfundsechzig Gruben, bedeckt von schweren Steinplatten mit eisernen Ringen, nahmen die ganze Fläche ein. Jede dieser Gruben war dazu bestimmt, die Toten eines Tages im laufenden Jahre aufzunehmen, so daß am Silvestertage die letzte Grube an die Reihe kam und am darauffolgenden Neujahrstage mit der ersten wieder begonnen wurde.

An der Innenseite der Frontmauer entlang zog sich ein Bogengang. Dort kauerte sich Raffaele in eine Nische und wartete stundenlang. Den Sarg seiner Mutter hatte man abgeladen, und der Karren war wieder davongefahren. Ab und zu kamen Fahrzeuge mit gleicher trauriger Last. Die Sonne glühte unbarmherzig auf diese Steinwüste herab; ein bedrückender, dumpfer Modergeruch lagerte wie eine schwere Wolke über den schrecklichen Gruben. Nur mit äußerster Willenskraft konnte der ermattete Knabe dem Schlafe wehren. Endlich wurde es Abend. Die Sonne versank hinter der hohen Mauer, und die Dämmerung machte diesen unheimlichen Ort noch unheimlicher.

Nun erst begann das traurige Werk: Um eine der Gruben sammelte sich eine kleine Schar Leidtragender, unter die sich nun auch Raffaele mischte. Es waren alles elende, zerlumpte Gestalten. Die Friedhofsdiener hoben mit einem Hebebaume die schwere Steinplatte empor. Dann wurden die Toten des Tages — es waren vierzehn oder fünfzehn — in ihren elenden Holzladen herbeigeschafft. Ein Priester empfahl die Seelen der Verstorbenen der himmlischen Gnade. Und dann ging das „Begräbnis" schnell und fast lautlos vonstatten.

Aber nicht in ihren Särgen wurden diese armen Körper bestattet, denn diese Särge waren ja Eigentum der Regierung und wurden täglich benötigt; auch hätten sie viel zu viel Raum von der Grube eingenommen. Wie sie von ihren Angehörigen übergeben oder von der Behörde vorgefunden worden waren, wurden diese Toten dem Grabe überantwortet.

Mit großen, starren Augen, stumm und regungslos, blickte der kleine Raffaele auf die grauenhafte Handlung: Erst kam ein junges Mädchen in einem armseligen bunten Kleidchen an die Reihe; dann ein paar halb oder ganz nackte Kinder; nach diesen Raffaels Mutter; darauf ein zerlumpter Trunkenbold, ein paar Bettler und die an diesem Tage verstorbenen Insassen der Gefängnisse; und zum Schluß das, was die Anatomie zu diesem Begräbnis beigetragen hatte. Noch ein paar Schaufeln Kalk wurden in dieses Massengrab geschüttet; dann senkte sich die schwere Steinplatte auf die Grube zurück, um erst am gleichen Tage des nächsten Jahres wieder zur Benutzung geöffnet zu werden. Noch ein paar kurze Gebetsworte wurden gemurmelt. Dann zerstreuten sich die wenigen Zuschauer.

Stumm schlich Raffaele hinter den übrigen zum Tore hinaus. Dort blieb er stehen und starrte den Friedhofsbeamten nach, wie sie schwatzend den Zickzackweg zur Stadt hinunterstiegen. Und plötzlich brach die ganze Erregung dieses frühreifen, siebenjährigen Knaben jäh hervor. Mit einem erschreckenden Ausdruck in den wissenden dunklen Augen ballte er die kleinen Fäuste, schüttelte sie wild hinter den Davonschreitenden, und ein scheußlicher neapolitanischer Fluch kam über die anmutig geschwungenen Kinderlippen. Dann warf er sich aufschluchzend neben der Mauer nieder, schlug mit Händen und Füßen den staubigen Boden und schlief, vollständig ermattet, gleich darauf ein.

Als der Hunger Raffaele weckte, war es Nacht. Durch den Wind, der sich erhoben hatte glaubte der Knabe Stimmen zu vernehmen. Er tastete sich die Mauer entlang und spähte um die Ecke. Da prallte er entsetzt zurück. In der Dunkelheit schwankte eine Schar grauer Schattengestalten hin und her, knochige Arme reckten sich empor, und ein Chor wimmernder Stimmen sang:

Selige Gestorbene,
Selige Verdorbene,
Selige Verlungerte,
Selige Verhungerte,
Löscht unsre Qualen!
Nennt uns die Zahlen!

Von Entsetzen gepackt, wendete sich das Kind zur Flucht und stürmte, wie von Dämonen verfolgt, strauchelnd, fallend und wieder emporspringend, durch die Finsternis den Hügel hinab, den Lichtern der Stadt entgegen.

Aber was Raffaele für einen Spuk gehalten, war nichts als eine Schar alter Weiber, die in stürmischen Nächten hier die Seelen der Verstorbenen anflehten, ihnen die richtigen Nummern für die nächste Lottoziehung zu verraten, um endlich einmal das große Los zu gewinnen.

3.

Als Don Filippo am folgenden Mittag im „Fondaco degli Schiavi" vorsprach, um sich nach dem Schicksal der Kranken und ihrer Kinder zu erkundigen, fand er an Stelle der Spadaris eine fremde Familie, die dort soeben eingezogen war; denn die arme Witwe war schon seit ihrer Erkrankung die geringe Miete schuldig geblieben. Die neuen Mieter konnten den Priester nur von dem erfolgten Tode der Frau unterrichten; was mit ihren Kindern geschehen, wußten sie nicht.

Vergeblich war auch Don Filippos Suchen nach Donna Giuseppa, der Nachbarin der Verstorbenen. Schon schickte er sich an, den Fondaco wieder zu verlassen, da begegnete er der Gesuchten im Hofe. Sie kam, das sonst so bleiche Gesicht von Erregung gerötet, von einem Ausgang zurück. Aber als sie den Priester sah, hellten sich ihre Mienen auf. Nachdem sie zuerst seine Hand mit Küssen bedeckt hatte, erzählte sie ihm freudestrahlend mit nicht endenwollendem Wortschwall, daß sich Don Filippos Mitteilung von der Amnestie bewahrheitet und sie heute morgen die Nachricht von der baldigen Heimkehr ihres Mannes erhalten habe.

„Schon gut, schon gut," unterbrach der Priester endlich ihren Redestrom und zog seine Hand, die sie noch immer umklammert hielt, etwas ungeduldig zurück. „Mir habt Ihr nichts zu danken; ich habe ihn ja nicht freigelassen! Und wie Ihr der Madonna Euren Dank abstatten sollt, habe ich Euch ja schon gesagt. Übrigens komme ich, nach dem Schicksal der Spadaris zu fragen."

„Sie hat ausgelitten, die Arme, und ist schon gestern begraben worden."

„Das habe ich gehört. Aber die Kinder, wo sind denn die?"

Da entquoll den eben noch so frohen Lippen des Weibes eine Flut von Verwünschungen auf den kleinen Raffaele. „Dieser Schurke, der Dieb, der Brigant, der Galgenstrick!“ rief sie gellend. „Meinen wollenen Schal, die einzige warme Hülle für meine Kleinen, hat er mir gestohlen, dieser Straßenräuber! Aber ich habe es immer gesagt: Früh krümmt sich, was ein Häkchen werden will!“

(Fortsetzung folgt.)

Einkehr.

Urwaldskizze von **Bernhard Schröder-Wiborg.**

Schon fünfzehn Jahre im tropischen Urwald Südamerikas jagend, vertauschte Hans Utholm gerade seine Beute an Fellen und Federn in einer größeren Kolonie gegen Munition und Proviant, als ihm das seltene Fell eines Wasseropossums aus der Hand gerissen wurde. Vor ihm stand ein alter General, der sich in Kämpfen um sein Land ausgezeichnet hatte und durch Erschließung unerforschter Gebiete seiner Heimat weit über dessen Grenzen berühmt geworden war. Wegen seiner Achtung, die er bei allen Indianern genoß, wurde er schlechthin als „Padre de los Indios“ bezeichnet. Der Alte erwarb genanntes Fell um ein gutes Geld und führte Utholm dann in eine primitive Lehmhausschenke, wo er ihn mit dem Leiter einer deutschen Tierfangexpedition bekannt machte. Beim folgenden Zuckerrohrschnaps entschloß sich Utholm kurzerhand zur Teilnahme an der Expedition.

Vier Deutsche, darunter Utholm, und fünfzehn Indianer schifften sich am nächsten Morgen auf zwei größeren Booten und vier kleinen Kanus einen breiten Strom hinauf. Tage später reizte sie ein wild uferndr Zufluß in seine verschlungene Einsamkeit, und nach Wochen verlockte sie ein abgeschiedener Nebenarm, der auf der Karte noch nicht verzeichnet war, in ein traumhaftes Dasein, das um so spukhafter wirkte, als man um die zurückgezogen lebenden und als kriegerisch beleumdeten Guaya-Indianer wußte, aber weder sie noch irgend eine Spur von ihnen entdeckte.

Monate darauf bezogen die Jäger ein festes Lager am Fluß. Ein jüngerer, tollkühner Indianer bildete Utholms Schatten, die beiden waren unzertrennlich geworden. Man hatte schon eine erkleckliche Anzahl Tiere, darunter sehr seltene, sogar einige unbekannte, gefangen und in Notgelassen untergebracht.

Eines Tages wurde beschlossen, daß Utholm mit noch einem Deutschen und acht Rothäuten am nächsten Tage aufbrechen sollte, um noch tiefer in das Urland zu kreuzen und neuen Fang zu machen, während die anderen zurückbleiben und Flöße mit Käfigen bauen wollten. An diesem Abend rann der letzte Schluck Alkohol in die Kehlen sämtlicher Jagdteilnehmer. Heitere Stimmung lachte am Lagerfeuer. Deutsche und südamerikanische Witze jagten sich. Zum Schluß wurde ein älterer Indianer redselig und erzählte von einem, seiner Gefährlichkeit und seines geschätzten Felles wegen durch die Rothäute schon nahezu ausgerotteten Tigerfisch. „Dieser legt Junge, statt Eier wie die anderen Fische“, sagte der Indianer. „Er ist groß und gefleckt wie ein Jaguar und peinigt die Nase eines Menschen mehr als fünfzehn Stinktiere. Ein an Land gezogener, verwundeter Tigerfisch lämmert mit dem Schwanz und niest wie ein altes Weib, bevor er stirbt!“ Utholm mit seiner Erfahrung lächelte und glaubte dem Alten nicht. Das Gespräch verstummte langsam. Die Luft kühlte sich ab. Drei Indianer zogen auf Wache. Und während sich die anderen lang legten, bestieg Utholm mit seinem getreuen Indio sein Kanu. Er hatte den Aufenthalt eines äußerst tagheimlichen Albinos, eines Wasserschweins mit roten Augen, entdeckt und wollte noch diese Nacht versuchen, den gespenstischen Eingänger zu lassieren oder mit dem Wurfnetz zu fangen.

Der Vollmond schielte grinsend, als die beiden fortpaddelten. Nicht lange darauf wurde der Hämling am Himmel von dunklen Wolken überfallen. In der Hoffnung auf baldiges Wiederaufhellen ruderten die beiden Jäger weiter. Ein Krokodil bellte jäh und rauh, dann wurde es still. Gleich einer dunklen Angst glitt das Kanu geräuschlos den weiten Weg dahin. Plötzlich aber brüllte ringsherum die ganze Wildnis. Einzelne Schüsse erstickten fernab wie zartes Händeklatschen, wie ein vergebliches Flehen in dem unheilschwangeren Getöse. Sicherlich hatten die Guaya-Indianer das Lager überrumpelt und nach einigen Opfern durch die Gewehrkugeln der beiden Weißen jeden Mann der zurückgebliebenen niedergemessert. Waren die Wachen treulos gewesen? Schwarze Streifen kamen den Harrenden auf dem Wasser entgegen. Wußten die Guayas um sie? Schwirrende Pfeile klärten sie auf. Ein Ruderschlag, das Kanu quietschte im Ufersand, die beiden sprangen ins Dickicht. Wutschreie kurz und schrill gellten auf. Aber die Guayas verfolgten die Flüchtigen in der Dunkelheit nicht. Die beiden würden ihnen in ihrem Walde nicht mehr entkommen.

Die mit dem Buschmesser wild durch das Unterholz sich hauenden Jäger ahnten das Vorhaben ihrer Gegner und ließen von ihrer rasenden Flucht nicht ab, bis — der nächste Abend sie in die Knie zwang. Da tranken sie bittersaure Urapfelsinen aus, verzehrten von einer am Tage erschlagenen großen Eidechse das rohe Fleisch — ein Feuer würde sie verraten haben — und flohen nach kurzer Langlage ohne Schlaf weiter.

Wochenlang hielten sich die Flüchtlinge ihren Häschern voraus. Doch wohin liefen sie? Wann würden die ihrer Spur folgenden Feinde sie einholen? Aber noch warteten hundert Kugeln um den Leib Utholms auf ihr ungesungenes Lied. Und an einem Vormittag blinkte unvermittelt blaues Wasser vor ihnen durch das Grün: ein größerer Fluß. Hastig entledigten sie sich der sie behindernden Kleidungsstücke und warfen sich in das Wasser. Utholm hielt schwimmend mit einer Hand Gewehr und Patronen über die Flut, sein Begleiter auf gleiche Art Bogen und Köcher. Schon dem anderen Ufer nahe, versank auf einmal der Indianer. Ein würgender Gestank nahm Utholm die Luft, und plötzlich schäumten zwei halb aus dem Wasser ragende, widerlich gelbe, schwarzgepunktete große Fischtiere auf ihn zu und schnitten ihm den Weg ab.

Er mußte im Wasser stehend schießen, doch die Kugel faßte nicht. Etwas Warmes hatte im Augenblick des Schusses die paddelnden Füße des Schützen berührt. Entnervt ließ er das Gewehr fallen, schnellte mit letzter Kraft hoch, um sich an einen über den Fluß gewachsenen Baum zu klammern und — fühlte diesen nachgeben. Utholm hing an einer um den Stamm geschlungenen Riesenschlange und sank dem offenen Rachen eines Tigerfisches entgegen — da peitschen Gewehrschüsse, der Tigerfisch überschlug sich, die in den Kopf geschossene Anakonda fiel mit ihrem Vorderteil und dem daran gekrallten Jäger ins Wasser, während ihr Schwanzende krampfhaft den Stamm festhielt. Nun schwang sich Utholm blitzartig auf den Baum. Ein schwarzer Kopf tauchte aus dem Wasser — sein Indio, der geschwind zu ihm hinaufturnte. Spritzende Einbäume erschienen jetzt an der nahen Flußbiegung. Die Verfolger? Konnten die mit Gewehren umgehen und hatten die Schüsse vorhin nicht der Schlange, sondern Utholm gegolten? Verwirrt hoppelten die Waffenlosen, nackt wie sie waren, auf allen Vieren über den langen, glatten Stamm zum schützenden Ufer. Da gröhlte eine Stimme aus dem vordersten Kanu: „Zeigt mir nicht euer unbelapptes Hinterteil, ihr Heldenaffen! Wir sind Freunde.“ Der Padre de los Indios hatte gesprochen, und schon stand er mit seinem unergründlichen Indianerlächeln in seinem Boot unter dem Baum. Seine Begleiter, Militär und Rothäute mit etwa dreißig Kanus, lassierten einen verwundet an der Oberfläche des Wassers sich wälzenden Tigerfisch und zogen ihn ans Ufer. Der wie ein Fabelwesen anmutende Koloß war aber nicht angeschossen, sondern er zeigte einen aufgeschlitzten Bauch. Schließlich mußte Utholms Indio zugeben, daß er den Tigerfisch unter Wasser mit dem Messer angegriffen und vorher unbeabsichtigt Utholms Füße berührt hatte. Als nun das Untier mit dem Schwanz zuckend und unter menschenähnlichen Lauten niesend matter wurde und verendete, packte ein lähmendes Schweigen alle Anwesenden.

Erst Utholms Erzählung von dem Ende der Tierfangexpedition brach teilweise den unerklärlichen Bann. „Warum sind Sie so weit vorgedrungen? Ich habe Sie vor den Guayas, die in ihrem heiligsten Recht sind, gewarnt“, polterte der Padre de los Indios mit seinem prächtigen Adlerkopf. „Bei mir sind Sie nun sicher, denn mir tun die Guayas, deren Blut auch in mir fließt, nichts. Ich zerschoß auch der Schlange den Kopf, die Ihnen ans Leben wollte“, fuhr er in leicht verächtlichem Ton fort. „Aber es ist schade

um die anderen Opfer und doch — es ist nicht schön, daß es hier noch einen Urwald gibt, der Kinder hat, die um ihn als um ihre Heimat kämpfen?"

Utholm hatte plötzlich ein Gefühl der inneren Leere zu überwinden. „Wozu lebe ich denn auch? Was bin ich? — Überall ein Fremdling, mißachtet, geduldet oder bekämpft: die alte Lehre für mich während all meiner Wanderungen in der Neuen Welt!" dachte er und sagte dann laut: „Noch einen Fischzug, dabei holt mich der Teufel, oder ich fahre mit dem Erlös der Beute in mein Vaterland."

Rote Rosen.

Von **Johannes Kropf.**

„Rote Rosen gefällig?" — —

„Danke!" — Das klang barsch. Die alte Frau trat erschrocken vom Tisch zurück. Edwin stieß den Freund an.

„Du hast der Alten weh getan, Fred, — war nicht nötig."

Fred zerdrückte den Zigarettenrest im Aschbecher.

„Ich kann rote Rosen nicht mehr sehen seit . . . Lucie tot ist! Ach so, du weißt nicht, wer Lucie war . . . tja, — Wollen wir gehen? Oder zahlen!" . . .

Nach wenigen Minuten ließen die beiden Freunde flimmernden Kaffeehausdunst, winselnde Schlagermusik hinter sich und traten auf die Straße. Regen sprühte ihnen entgegen.

„So goß es damals!" Fred schlug den Kragen hoch. Sie gingen über den belebten Bahnhofsplatz, warteten das rote Verkehrssignal ab, ließen den Strom der Autos vorüber.

„Hier war es!" sagte Fred und zog die Hand aus der Tasche. „Damals gab es noch keine Verkehrsampel und wenn die Tram den Übergang kreuzte, war das nicht ungefährlich! Weißt du! —"

„Möglich!" Edwin musterte die glitschigen Schienen.

Fred fuhr fort.

„Lucie war meine große Liebe. Die hat jeder einmal. Sie klingt immer schmerzlich aus, weiß der Teufel! — Dazu war ich damals ohne Aufträge, hockte im Elend. Das Mädel half mir über die trübsten Stunden hinweg. Lucie war Privatsekretärin beim Direktor einer Holzgroßhandlung, Name Nebensache, na paß auf, es geht weiter! — Jede Woche trafen wir uns einmal abends bei der Normaluhr am Hindenburgplatz. Das ging den ganzen Sommer hindurch.

Am 13. September, ein Tag wie heute, Matsch, Regen, Wind, eklig, — stand ich wieder an der Uhr. Wartete schon eine Viertelstunde über die Zeit. Sie kam nicht und ich hatte allerlei grübelnde Gedanken. Weißt du, — früher war Lucie immer pünktlich gewesen, aber in letzter Zeit beglückte sie mich mit Verspätungen, Gott, das konnte ja vorkommen! Überstunden und so, — doch auch sonst schien sie ganz anders, nervös, blaß, gereizt, — kurz, es stimmte etwas nicht!

Wie ich so von einem Bein auf das andere trat, hörte ich neben mir: „Rote Rosen gefällig?" , , ,

Die Alte, die vorhin an unseren Tisch trat. Sie läuft immer vom Hindenburgplatz zum Bahnhof und klappert unterwegs sämtliche Kaffeehäuser ab.

Für mein letztes Geld kaufte ich einen Strauß. Die werden Lucies Herz öffnen, dachte ich, und sie wird mir sagen, was sie bedrückt. Sie muß es sagen! Ich redete laut vor mich hin. Zwei Studenten, die vorüber gingen, lachten. Ich drehte mich weg, sah nach der Uhr, 40 Minuten Verspätung.

Lucie kam nicht. Nach einer Stunde gab ich es auf. Ging zu ihrer Wohnung. Es war kein Licht im Fenster.

Ich erschrak. Weißt du, so, als wenn einem die jähe Erkenntnis von etwas Entsetzlichem packt. Ich schreie in mich hinein: Sie betrügt mich! Sie hockt mit ihrem Direktor im Privatbureau, Klubsessel, Chaiselongue, Likör! Mir gaukelte alles vor. Ich lief zum Bureau. Es lag im Dunkel. Der Regen rieselte wie aus feinen Düsen . . .

Da stand ich nun mit meinem Rosenstrauß und knirschte: Lucie, du betrügst mich! Irgendwo amüsierst du dich jetzt mit dem Kerl! . . .

Aber was blieb mir übrig ohne Geld, heim in die kalte Bude.

Ich lief durch den Park, um den Weg abzukürzen. Die Bäume trieften. Der Wind schauerte durch die klatschnassen Zweige. Ich schleppte mich wie ein Todwunder durch die Dunkelheit, immer bohrte, hämmerte es in mir: Sie betrügt mich, haha, mich armen verlassenen, verkommenen Hund! . . . und ich wollte die Rosen wegwerfen —

Plötzlich ging ein Pärchen an mir vorüber, huschte vorbei im sprühenden Dunkel. Ich schaute mich um . . .

Ein irrsinniger Schreck durchschlug mich. Lucie! — ihre Gestalt, ihr schmiegender Gang und da — ihr girrendes Lachen! Neben ihr der Direktor, ich sehe es deutlich, kenne den Menschen . . .

Hinterher! Lasse sie nicht aus den Augen, es geht zur Stadt zurück. Manchmal ist mir, als wandle da nur ein Schemen vor mir, ein Zerrbild meiner aufgewühlten Phantasie. Die Rosen sind wie Blei in meinen Händen.

Als wir der ersten erleuchteten Straße näher kommen, ist der Kerl verschwunden und Lucie läuft allein! Läuft? Nein, sie rennt, entschwebt fast!

Ich keuche hinterher! Es ist Wahnsinn, denke ich, es waren doch zwei! Der Kerl und sie! Stoße an Passanten an, die laut schimpfen. Ich muß sie einholen, will schreien, kann nicht! Es geht auf den Bahnhof zu, sehe schon den Vorplatz. Neben mir klingelt eine Tram, die vorbeiprescht, mich überholt.

Weit vorn flieht Lucie, jetzt dicht neben der Tram auf dem Damm. Die Tram biegt in den Bahnhofsplatz ein. Plötzlich rast ein Auto seitwärts heran, Bremsen knirschen, ein klirrender Knall, entsetzliche Schreie! Menschen stürzen hinzu. Ein Knäuel ballt sich um das zertrümmerte Auto. Sanitäterrufe! In diesem Augenblick bin ich heran . . .

Hier war es! Hier an der Kreuzung! Was soll ich noch sagen? Der Mann am Steuer, tot, mit eingedrücktem Brustkorb, war der Direktor . . . Aus dem Auto, vom Sitz neben dem Direktor, zog man eine Dame mit fast durchschnittenem Hals, . . . das Blut spritzte nur so.

Lucie . . .

Ich schob die Menschen beiseite, kniete zu ihr nieder.

Sie erkannte mich noch, hob die Hand. Ich drückte ihr die Rosen zwischen die zitternden Finger. Dann kam das Sanitätsauto.

Am nächsten Morgen ging ich ins Krankenhaus. Man führte mich in die Totenhalle. Dort lag sie — meine große Liebe, — die Rosen auf der Brust . . . wie ein großer roter Blutfleck . . ." — —

Fred schwieg.

Edwin starrte nach der blinkenden Verkehrsampel.

„Sonderbar, das es so etwas gibt, — ein rufendes Gewissen!" . . .

Fred zuckte mit den Achseln. Das rote Licht wechselte ins gelbe. Der Strom der Autos stoppte schlitternd.

Fred griff nach Edwins Arm.

„Komm schnell! Da drüben ist wieder die Alte! Horch!"

. . . . . .

„Rote Rosen gefällig? — Rote Rosen gefällig?" — —

Lustige Ecke

Personalien.

Frau Milke aus der Markthalle steht als Zeugin vor Gericht.

„Ihr Stand?" fragt der Richter.

„Der zweite gleich von rechts", sagt Frau Milke.

Zurückgegeben.

„Ich würde gerne deine Schwester heiraten, aber offengestanden ist sie mir zu dumm."

„Natürlich, wer dich heiratet, muß Verstand für zwei haben."

Herzlichkeit.

Fritzchen wird vom alten Onkel gefragt, ob er sehr weinen würde, wenn er stürbe.

„Nee", sagt Fritzchen, „so zimperlich bin ich nicht."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.